Zeitschrift: Bauen + Wohnen = Construction + habitation = Building + home : internationale Zeitschrift

Herausgeber: Bauen + Wohnen

Band: 22 (1968)

Heft: 3: Prognosen = Prévisions = Forecasts

Artikel: Plädoyer für eine menschliche Kontakte fördernde Stadt = Plaidoyer pour une cité favorable aux contacts humains = A plea for a city that promotes human contacts

Autor: Bertaux, Pierre / Bertaux, Daniel

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-333217

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Pierre und Daniel Bertaux, Paris

Plädoyer für eine menschliche Kontakte fördernde Stadt

Plaidoyer pour une cité favorable aux contacts humains

A plea for a city that promotes human contacts

»Aber Gezelte bauet das Volk,
es schließen die alten Nachbarn
Wieder sich an,
und nach des Herzens Gewohnheit
Ordnen die luftigen Wohnungen sich
umher an den Hügeln.
So indessen wohnen sie nun . . .«
Hölderlin, Der Archipelagus

Ist Hölderlin ein Vorfahr des modernen Städtebaus? Vielleicht. Er wußte, daß eine Stadt vor allem ein Gewebe aus menschlichen Beziehungen ist. Nach dem Sieg vom Salamis kommen die Athener in ihre verwüstete, von den persischen Eindringlingen zerstörte Stadt zurück. Sie bauen sie wieder auf. Aber zuerst, sagt der Poet, schlagen sie an der Seite der Hügel leichte Zelte auf, deren Anordnung vor allen anderen Dingen das Netz der alten Nachbarschaften wiederherstellt.

Heute definiert Pierre George die Stadt als »die Materialisierung aus Stein, Ziegel oder Beton von gesellschaftlichen Strukturen«. Die gebaute Stadt ist ein Zusammenwachsen, eine konkrete Sekretion. Aber das lebende Tier, das fleischliche Wesen, das diese Muschel abgesondert hat, das ist – im Falle der Stadt – die Gruppe von Menschen, die sie seit ihrer Gründung bewohnen. Die menschliche Gruppe, die die Stadt geschaffen hat, vertritt auch ihren eigentlichen Zweck. Die Stadt steht im Dienst des Menschen. Richtiger gesagt, sie sollte in seinem Dienst stehen.

Das Problem könnte man auch folgendermaßen ausdrücken: wenn man annimmt, daß es zwei grundsätzlich verschiedene Arten der Entwicklung der Strukturen gibt, und zwar einerseits das organische Wachstum, anderseits die mechanische Konstruktion, so muß man feststellen, daß früher die Städte im allgemeinen mehr nach dem Schema des organischen Wachstums gewachsen sind; und daß das heutige Problem des Städtebaus zuerst darin besteht, in welchem Maß und zu welchen Bedingungen man eine »Fabrikation« an Stelle des organischen Prozesses setzen kann; ja, ob es überhaupt möglich ist. Kann man Städte »fabrizieren«? Ist die Synthese des Lebens wenigstens in dieser Form des Artefakts möglich? Brasilia, Candigarh . . . Inwiefern sind diese Beispiele ermutigend?

Aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen fällt mir ein Beispiel von »militärischem Städtebau« ein, das die gegenwärtige Problemstellung vielleicht erhellt. Die Franzosen hatten eine befestigte Linie errichtet, die »Maginotlinie«, die als eine Reihe von Festungen konzipiert war, die dem Eindringling den Weg versperren sollten. Gegenüber hatten die Deutschen eine symmetrische Befestigungslinie gebaut, aber nach einem anderen Prinzip konzipiert: die Bunker der Siegfriedlinie waren so auf dem Gelände verteilt, daß sie das Funktionieren der wesentlichen Organe einer Division sichern und seine hauptsächlichen Strukturen (Befehlsstand, Waffen, Dienende) beschützen sollten. Während die französischen Militäringenieure von der Bodengestalt des Geländes ausgingen und dort Befestigungswerke errichteten, die anschließend bemannt werden sollten, war die deutsche Idee, eine bestehende menschliche Gruppe, nämlich die Infanterie-Division, unter Beton zu logieren; also die Betonschale über die lebendige Struktur der Division zu gießen. Die Umstände haben nicht ermöglicht festzustellen, welche der beiden Konzeptionen militärisch die richtigere war. Die deutsche Konzeption hatte den Verdienst, das menschliche Element als grundlegend zu betrachten und den Beton unter Berücksichtigung des lebendigen Musters zu gießen.

Die Ordnung von Zweck und Mittel sollte man nicht länger mißachten. Das Bauen von Städten ist kein Zweck an sich, sondern einem höheren Ziel untergeordnet: das Leben der Menschen menschlich gestalten. Die Verantwortung der Städtebauer nimmt ständig zu; der Städtebau ist ja – so z. B. in Amerika – als entscheidende Gestaltungsmacht der Gemeinschaft anerkannt worden. Die Verantwortung der Städtebauer ist groß; auch nimmt sie immer zu. Erstens sicher aus dem Grund, daß sie über immer beträchtlichere Mittel verfügen und Probleme von wachsendem Umfang behandeln; daß also die Möglichkeit von Irrtümern im Verhältnis zu den Mitteln mitwächst. Dann – und hauptsächlich – weil man beginnt, ernsthaft über die Einwirkung der Umwelt (auf amerikanisch: »environment«) auf die menschliche Gruppe zu reflektieren: und zwar nicht nur über die Wirkung auf das Individuum selbst, sondern sogar auf die möglichen genetischen Folgen. Der Mensch der Humanisten – und bis heute der Mensch der Genetiker – stellte sich als ein genormtes Wesen dar, also grundsätzlich immer und überall derselbe. Der Humanismus bestand sogar darauf, das »ewige allgemeingültige Menschsein« als verbindlich zu behaupten. Man wollte den menschlichen Genbestand als wertbeständig betrachten, wenigstens im »menschlichen« Maßstab der Zeiten.

Nun aber scheint nichts weniger gesichert. Seit einigen Jahren wagen die ernsthaftesten Genetiker nicht mehr so kategorisch die Möglichkeit einer Beeinflussung des Genbestandes durch die Umwelt von der Hand zu weisen. Wenigstens ist die Aktivierung von bestimmten Genen im Vergleich zu anderen, die »schlafend« bleiben würden, kaum noch zu leugnen. Man darf jetzt annehmen – was noch vor ein paar Jahren »wissenschaftlich« nicht zugelassen wurde – daß eine andere Umwelt eine andere Menschheit produzieren kann. Es zeichnen sich jetzt die Grundzüge einer Grunddialektik des Menschen und seiner Umwelt ab.

Denjenigen, die die menschliche Umwelt gestalten, wird dadurch eine riesige Verantwortung zuteil: wenn der menschliche genetische Bestand plastischer ist als man glaubte, wenn er auf irgendeine Weise von der Umwelt geprägt wird, dann wirken diejenigen, die an der Gestaltung der Umwelt teilhaben, auf den genetischen Bestand selber. Man hat von der »genetischen Verantwortung« derjenigen gesprochen, die das Atom anwenden und die Radioaktivität der Atmosphäre erhöhen; man sollte vielleicht auch von der »genetischen Verantwortung« der Urbanisten sprechen.

Eine Verantwortung, die in dem Maße wächst, wie die Möglichkeit der zivilisierten Menschen, dem städtischen Milieu zu entrinnen, zusammenschrumpft. Auf dem Kongreß des American Institute of Planners, der in Washington im Oktober 1967 abgehalten wurde, hörte man immerzu den Satz: »now that so much of the environment of man is manmade . . .«: jetzt, da ein immer bedeutenderer Teil der Umgebung des Menschen von ihm fabriziert ist . . . Und man erinnerte an den Satz des amerikanischen Genetikers Theodosius Dobzhansky in seinem Buch Man Evolving: »Indem der Mensch verändert, was er von der Welt weiß, verändert er die Welt, die er kennt; und indem der Mensch die Welt verändert, in der er lebt, verändert er sich selbst« (By changing what he knows about the world, man changes the world he knows; and by changing the world he lives in, man changes himself).

Dies sind die schwerwiegenden, ernsten Betrachtungen der verantwortungsbewußten Urbanisten in Ost und West. Sie verstehen, daß es nicht mehr genügt zu bauen, auch nicht einmal gut zu bauen (der niederländische Architekt Van Embden sagte, daß unsere Nachfahren den Architekten unserer Generation weniger für das, was sie gebaut hätten, dankbar sein würden als für das, was sie nicht gebaut hätten). Sie verstehen, daß das Bauen lebensgefährdend ist, ebenso vielleicht wie die Abfallprodukte der Atombombe. Nur auf Grund einer möglichst richtigen, soziologisch begründeten Auffassung der menschlichen Gruppe, die man zu logieren hat, dürfte man bauen. Zum Bei-

spiel: Wie ist eine gebaute Umwelt zu strukturieren, damit sie die menschlichen Beziehungen innerhalb der Gruppe begünstigt? Zu den Architekten gesellen sich nun Soziologen und Psychologen. Arbeitsgemeinschaften bilden sich; sie beobachten, überlegen, diskutieren, erforschen Kausalzusammenhänge, definieren Forderungen, suchen Lösungen, entwerfen Projekte.

Im Moment beschäftigen sich diese Arbeitsgemeinschaften weniger damit, zu wissen, wie sie ihren Konzeptionen zum Sieg verhelfen könnten. Sie sind erst dabei, Probleme zu stellen und Forschungsmethoden zu definieren. Wenn die Resultate einmal klar und deutlich genug sind, vielleicht werden sie sich von selbst durchsetzen. So wenigstens die Hoffnung.

Eine französische Gruppe für Umweltstudien, um Henri Charnay versammelt, hat kürzlich versucht, eine möglichst einfache Aufzählung der Bedürfnisse der Städte als Grundlage zu nehmen. Anders gesagt: aufzuzählen, was der Städter von der städtischen Existenz – bewußt oder unbewußt – erwartet. Gleich am Anfang stellte sich heraus, daß diese Bedürfnisse zweierlei Art sind. Die einen in wirtschaftliche Daten (nach Kosten) übertragen, die anderen nicht – oder wenigstens bis jetzt noch nicht.

In der ersten Kategorie, derjenigen der »konkreten« wirtschaftlich (also finanziell) ausdrückbaren Erwartungen, findet man selbstverständlich den Schutz gegen die Witterung (das Dach, die Mauern, die Heizung und die Klimatisierung); die Organisation der Versorgung (Verpflegung, Abfallbeseitigung); die Wasser- und Energieversorgung; die Informationsnetze (Post, Telefon, »mass media«); Beweglichkeit von Menschen und Material (Verkehr und was damit zusammenhängt); die Einkaufsorganisation (shopping); die Hygiene, die Gesundheit, die Erziehung unter Berücksichtigung des Sports und der Zerstreuung. An diese Bedürfnisse (des Individuums in seiner eigenen Existenz, aber ebenso des Individuums als Teilnehmer an der Aktivität einer Gemeinschaft) denkt man, wenn man »funktionellen« Städtebau betreibt. Alle diese Bedürfnisse, als elementar und lebenswichtig anerkannt, werden ins Ökonomische, von dort ins Finanzielle umgesetzt – von dort in Architektur und Städtebau konkretisiert.

Aber es gibt noch andere Bedürfnisse, die erst nach einer feineren Analyse zum Vorschein kommen und nicht sogleich aufzählbar sind. Dabei handelt es sich nicht mehr um einzelne, isolierbare, nebeneinandergestellte Erwartungen und Bedürfnisse. Man kann sich nicht mehr zur Aufgabe stellen, ihnen einzeln und der Reihe nach entgegenzukommen, wie man sonst die Bedürfnisse einer Stadtbevölkerung an Wasser, Elektrizität, Telefon separat befriedigen kann. Jedesmal, wenn man die Definition einer einzigen dieser Erwartungen versucht, muß man einsehen, daß man nur einen künstlich isolierten Aspekt ergreift von einer komplexen, schwer definierbaren und in der Tiefe liegenden Realität – vielleicht unterschiedlich, aber nicht trennbar.

Man befindet sich ein wenig vor demselben Methodenproblem, das sich dem Psychologen stellt, wenn er von der Psychologie des Bewußten zur Psychologie des Unbewußten übergeht: wo sind nun die Grenzen? Was ist das »Unbewußte«? Diesen »tiefen« Bedürfnissen aber nicht Rechnung zu tragen, versetzt der Lebensfreude einen Stoß, und vermag sogar die geistige Gesundheit zu beeinträchtigen. Aber wie sind die Kosten der »Lebensfreude«, also der Befriedigung von noch nicht als solchen anerkannten Bedürfnissen, einzukalkulieren und zu rechtfertigen? Wie könnte man diese präventiven Investitionen den effektiven Kosten der psychiatrischen Spitäler und der aus Mißmut verlorenen Arbeitstage gegenüberstellen? Wieviel soll man bezahlen, um der »Unlust am Leben« vorzubeugen?

Hier wollen wir einige Beispiele dieser »tiefen« Bedürfnisse anführen, mit denen sich die Studiengruppe von Henri Charnay befaßte.

Als Präfekt der Rhone hatte ich vor zwanzig Jahren beim Durchblättern des Jahrbuches der Gemeinden festgestellt, daß es in jedem Dorf eine stattliche Anzahl von Cafés gab – was in Frankreich eine banale Feststellung ist. Aber ich war noch überraschter, festzustellen, daß es in jedem Dorf eine ungefähr gleich große Anzahl an Krämerläden (épiceries) gab; eine den wirtschaftlichen Bedürfnissen natürlich unproportionierte Zahl. Ein einziger Krämerladen hätte weniger Betriebskosten und für den Konsumenten demnach günstigere Preise gehabt, wohl auch bessere Geschäfte gemacht. Mein Referent (der heute einen wichtigen Posten in Paris inne hat) machte mich darauf aufmerksam, daß die auffallende Übereinstimmung der Anzahl Cafés und der Anzahl an Krämerläden nicht zufällig war, sondern in einer ungefähr konstanten Beziehung zur Bevölkerungszahl stand; daß alle beide identischen – und zwar keineswegs ökonomischen – Bedürfnissen entsprachen: die Cafés sind die Versammlungsorte der Männer, für die Frauen aber bedeuten die Krämerläden ungefähr das gleiche, d. h. ein Ort des Treffens, des Kontakts, des Schwatzens, des Informationsaustauschs. In beiden Fällen übrigens wird der Kontakt in einem günstigen Klima hergestellt durch die Tatsache, daß der Mann im Café, die Frau im Krämerladen sich in der Situation der Wahlfreiheit befinden (das Getränk bestellen, den Einkauf entscheiden), in einer Situation der Macht und Überlegenheit (der Kunde zahlt, er beherrscht die Lage). Seitdem sie nicht mehr das Wasser am öffentlichen Brunnen holen oder zur Wäsche gehen, wo sollten die Hausfrauen der Dörfer erfahren, was in der Ortschaft vorgeht, wenn nicht beim Krämer? Der Laden ist Treffpunkt und Informationszentrale. Mit der Selbstbedienung der Filialläden verschwindet diese psychisch-soziologische Funktion des Kaufladens. Man zahlt billiger, es geht schneller; aber wo ist sonst das Vergnügen? Doch mit dem Wort Vergnügen meint man die Befriedigung eines Bedürfnisses. Was soll aus einem unbefriedigten Mitteilungsbedürfnis werden? Wo soll nun der Informations- und Meinungsaustausch in der »geplanten« Siedlung stattfinden?

Eines der seelischen Hauptbedürfnisse der Menschen in der Gesellschaft ist, einander zu begegnen, einander zu »sehen« (im optischen wie im bildlichen Sinn des Ausdrucks) und von einander zu wissen. Das ist das Prinzip dieser genialen Erfindung des 18. Jahrhunderts: das Café. Für ein geringes Entgelt treffen sich da die Menschen; sie sehen sich und hören voneinander. Dort spielen sie einander die menschliche Komödie vor. Das Café entspricht einem dreifachen Bedürfnis: die Menschen zu treffen, die man kennt (die Stammtischgäste); neue Bekanntschaften zu schließen; Leute zu sehen, die unbekannt sind, unbekannt bleiben werden und bleiben sollen; also eine unverbindliche Begegnung. Sich an einer öffentlichen Stätte zu treffen, ist etwas anderes, als sich privat bei dem einen oder dem anderen zu treffen; beide entsprechen zwei verschiedenen Funktionen. An öffentlicher Stätte ist der Kontakt konventioneller und freier zugleich; er bringt weniger Probleme mit sich. Er verpflichtet niemanden; jedem bleibt es überlassen, den Kontakt nach Wunsch zu unterbrechen. Diese Art von unverbindlichen Kontakten wird den Menschen immer unentbehrlicher, je mehr sie im Haufen leben. Bei den jungen Leuten ist diese Erscheinung auffallend. Ob Altersfrage oder Generationsfrage? Diese Art von Begegnungen braucht »Atmosphäre«; dazu gehört ein gewisses Niveau menschlicher Gegenwart, Licht und Lärm; weder zu wenig noch zu viel (siehe Drugstore). Ein dunkler, verlassener, stiller Ort entspricht nicht den Voraussetzungen des »Kontakts«. Man soll nicht auf den anderen angewiesen sein. Die Liebe zum Frieden, zur Ruhe wird proklamiert; aber in Wirklichkeit erträgt man Frieden und Ruhe, also Einsamkeit überhaupt nicht mehr. Im Flugzeug New York–Paris, beklagte sich kürzlich meine Nachbarin, eine gebürtige Französin, die seit 15 Jahren in New York lebt, über den Straßenlärm, der die Wohnung überflutet und nicht einmal des Nachts aufhört. Als ich zu ihr sagte: »In der französischen Provinz werden Sie die Stille, ich denke mit Freude, wiederfinden«, sah ich sie auffahren: »Die Stille? Aber die Stille ist etwas Schreckliches. In der Stille weiß man ja nicht mal mehr, ob man noch lebt.« Die jungen Leute gehen auf dem Land spazieren, ja; aber den Transistor oder die Musikkassette am Ohr. Die Angewöhnung und Anpassung an eine höhere Dichte (der Gegenwart, der Information, des Lärms) scheint sehr schnell vor sich zu gehen und sogar einen Zustand des Bedürfnisses zu schaffen. Unter einer gewissen akustischen Reizschwelle (Pegel) kommen sie mit dem Leben nicht mehr zurecht.

Die öffentlichen Feiern sind – oder waren – ein wesentlicher und grundsätzlicher Teil der gemeinschaftlichen Existenz. Sie sind es in den archaischen (sog. primitiven) Gesellschaften; sie waren es in den Kulturen der Antike (panem et circenses). In den industriellen, bürgerlichen und individualistischen Kulturen werden sie vernachlässigt. Das psychische Bedürfnis, dem die Feier entspricht, wird verdrängt und es verkümmert. Die Feier gehörte von jeher zur Hygiene der Gemeinschaften. Ohne Zweifel bewirkt die Motorisierung, daß der »Feiertag« heute nicht mehr als »Tag der Feier« geschätzt wird, sondern nur noch als eine Gelegenheit, zu zweit oder zu viert in einem Blechkasten eingesperrt, die schönen Stunden des Tages im Gedränge und Gestank der Autostraßen zu verbringen, sich dem gefährlichen Wetteifer der Überholenden und dem Ärger des Verkehrs auszusetzen, gerade noch mit den übrigen Menschen durch das Autoradio verbunden, das die Reportage des Fußballspiels bringt.

Die ehemaligen militärischen Paraden, die religiösen Prozessionen haben von ihrem alten Prestige viel eingebüßt. Die auf Band aufgenommene Musik hat die Stadtmusikanten ausgerottet, die auf der Kirchmesse Stimmung brachten. Trotzdem ist es wahrscheinlich, daß die »Funktion Feier« im Gemeinschaftsgeist tief genug verwurzelt ist, um sich eine der neutechnischen Ära angepaßte Ausdrucksform zu suchen und zu finden. Der Kölner Karneval und der von Rio zeigen die Vitalität der Funktion und die Beharrlichkeit dessen, was ehemals »eine festliche Stimmung« genannt zu werden verdiente: das Bedürfnis des Individuums, ab und zu eine »ausgeklammerte Zeit« zu erleben. Das kann es nur im Rahmen einer zyklischen Zeitdimension, im periodischen, gemeinschaftlichen Ausbruch der Feier. Der Urbanist muß also in seinen Plänen gewisse Räume vorsehen (offene Plätze und Straßen oder auch im Gegenteil: Stadtteile mit engen, krummen Gassen), welche die gemeinschaftsbildende Ausgelassenheit des Festes begünstigen.

Welchem noch unzureichend analysiertem, schwer definierbarem Bedürfnis entsprechen die Denkmäler der Stadt? Man sieht von ihrem theoretischen Zweck (Kirche, Triumphbogen, Palast, Bahnhof) nicht ab – man vergißt, daß das Denkmal, was auch sein angeblicher Zweck sein mag, einem tiefen Bedürfnis der Bevölkerung entspricht: nämlich ein Bauwerk vor Augen zu haben, das nicht privat ist, sondern irgendwie das Leben der Gemeinschaft symbolisiert und bedeutet. Das Schloß ist nicht nur die Bleibe des Fürsten, die Kirche ist nicht nur die Wohnung Gottes, »aedes Dei«, der Bahnhof ist nicht nur der Ort, wo man den Zug nimmt. Das Bauwerk legt Zeugnis ab von der Existenz der Gemeinschaft, von seiner Fortdauer, seiner Beharrlichkeit durch die Geschichte hindurch; es gibt ihm eine Perspektive in der Dimension der Vergangenheit,

eine »Tiefenschärfe« des Zeitlichen. Entsprechend könnten Denkmäler ebenfalls von der Zukunft einer Gemeinschaft Zeugnis ablegen; wir denken an die Ausstellung von Montreal. Die Hauptsache ist, daß das Denkmal konkret eine Dauer darstellt, die in beiden zeitlichen Richtungen nach hinten und nach vorn über den gegenwärtigen Augenblick hinausgeht und die Kontinuität der Gemeinschaft bezeugt.

Die Abwechslung ist eine ebenso wichtige Annehmlichkeit des städtischen Lebens; nämlich Stadtviertel, von denen jedes das eigene Gepräge, die ihm eigene Stimmung, vielleicht den ihm eigenen Geruch besitzt. (Die Bedeutung des Geruchsinns wird stark unterschätzt.) Warum denn sind die »schönen« Stadtteile so langweilig, die »volkstümlichen« Stadtteile dagegen viel unterhaltender? Lebloser als die Straßen des Parc Monceau in Paris sind nur die entsprechenden Straßen in London oder in Hamburg an einem Sonntagmorgen. Einer »modernen«, homogen »schön gebauten« Stadt fehlt es an Anmut. Wo könnte man da träumen – und wir wissen jetzt, daß der Mensch einfach stirbt, wenn man ihn seiner Träume beraubt.

Das Individuum in der Stadt gibt sich nicht damit zufrieden, zu arbeiten und zu schlafen, seine Mahlzeiten einzunehmen, zwischen seinem Heim und seinem Arbeitsplatz hin und her zu pendeln, sein Auto zu waschen und fernzusehen. Der Vagant in uns verlangt mehr als nur das: er will auch herumbummeln, d. h. sich einer ambulanten Träumerei hingeben. Die Psychoanalytiker kennen und benutzen die hygienische Wirkung des Tagtraums. Zweifellos verschafft auch der kleine Bildschirm der Television eine etwas vergleichbare Art von Hypnose, aber er bietet nur einen künstlichen Ersatz für die normale Funktion: bis zum Extremen getrieben, brutal und schlaff gleichzeitig (in einem Sessel sitzend oder auf einem Bett ausgestreckt gibt man sich der Hypnose hin und wohnt den Balgereien bei) – was auf die Phantasie kaum fördernd einzuwirken vermag. Wo ist das Umherflanieren auf den Straßen geblieben, das Jean-Jacques Rousseau pries und das noch in der »belle époque« gepflegt wurde, bis die Autos die Fußgänger von der Straße jagten? Der Autoverkehr, die zu engen Trottoirs, das Gedränge, die gehetzten Pendler, die den Vorortzug noch erwischen wollen – alles vereinigt sich, um jegliches Vergnügen am Bummel zu verderben. Die Geschäfte geben sich redliche Mühe, um ihre Schaufenster anziehend zu gestalten; aber wer kann davor verweilen, ohne den Eindruck zu haben, den Verkehr zu stören? Das Umherschlendern der Fußgänger in der Stadt, das Schauspiel der Straße war aber für das Individuum eine bedeutende Funktion: eine leichte, schwebende Meditation, angeregt durch ein ständig erneuertes Schauspiel, an dem das Subjekt selber, Zuschauer und Akteur gleichzeitig, halb beteiligt ist. Dies ist nur möglich, wenn »die Straße« wieder etwas anderes als nur eine Verkehrsader wird. Da muß aber der Autoverkehr in ganzen Stadtteilen ausbleiben. Allerdings gibt es in Paris einen solchen Ort: das Palais Royal. Bis zum Ersten Weltkrieg war es sehr belebt; und heute sind die Wiederbelebungsversuche vergeblich. Warum denn? Weil etwa den Leuten von heute das Empfinden des Gedränges geradezu unentbehrlich geworden ist?

Das Bedürfnis, sich zu isolieren, existiert wenigstens noch bei einigen unserer Zeitgenossen. Vielleicht ist es auch nur eine überständige Veranlagung. Man müßte einmal sehen, was aus diesem Bedürfnis zum Beispiel bei den Japanern geworden ist, wo die Bevölkerungsdichte andere Lebensgewohnheiten und vielleicht andere Bedürfnisse und andere Befriedigungen derselben hervorgerufen zu haben scheint. Nach Japan reisende Europäer beklagten sich kürzlich über die Unmöglichkeit eines privaten Lebens. Wenn sie »à la japonaise« lebten, waren sie vom Frühstück an von Freunden umringt; bis zur Stunde des Einschlafens gab es niemals weniger als vier oder fünf Personen in dem Zimmer, wo sie waren. Anscheinend finden die Japaner das Mittel, sich selbst in der Mitte des menschlichen Gewimmels eine psychische Isolierung zu schaffen, eine innere Einsamkeit, wie Sartre, wenn er seine Romane im Café de Flore schrieb. Das wäre zu beweisen; aber im augenblicklichen Zustand unserer psychischen Bedürfnisse ist es noch wichtig, in unseren Städten Zonen der Stille, Möglichkeiten der Einsamkeit, Orte der Ruhe zu schaffen. Zweifellos sollte es in Verbindung mit offenen Gewässern zu verwirklichen sein, da die beruhigende und isolierende Wirkung des Wasserspiegels wohl bekannt ist.

Schließlich, wenn man zugibt, daß eines der psychischen Bedürfnisse des Menschen (wenigstens des gegenwärtigen abendländischen Erwachsenen, der einzig für uns »der Mensch« überhaupt ist) darin besteht, auf seine Umgebung einzuwirken, sie zu prägen – so versteht man auch, warum die moderne Architektur ihre Benutzer so oft unbefriedigt läßt; und dies paradoxerweise umsomehr, je weiter die Realisierung ausgeklügelt ist. Wer von seiner Wohnung Besitz ergreift, so, wie sie ihm ein Dekorateur für einen schönen Batzen eingerichtet hat, mag darauf stolz sein – er wird sich dort kaum mehr zu Hause fühlen als in einem Zimmer im Hilton. Seine Freunde dorthin einzuladen, schmeichelt zweifellos seiner Eitelkeit – für die Dauer eines Abends; aber wenn er einmal wieder allein ist, was dann? Seine Wohnung ist nicht »seine eigene Muschel«, solange er daran nicht gewerkt hat, oder wenigstens, solange er sie nicht durch die Benutzung beschmutzt hat; »angeraucht« hat, wie man von den alten Pfeifen sagt. Dasselbe gilt in einer anderen Größenordnung für die Siedlungen, besonders in dem Maße, wo man sie fix und fertig liefert – »schlüsselfertig«, wie man jetzt zu sagen pflegt. Man hat der »maladie de Sarcelles« (Sarcelles ist eine Siedlung in der Pariser »banlieue«, und man hat spezifisch psychische Störungen nach ihr genannt) ein anscheinend paradoxes Heilmittel nahegelegt, was aber ohne Zweifel wirksam wäre, wenn es irgendwie anwendbar wäre; das wäre, in der Mitte der Siedlung ein absichtlich vernachlässigtes, ja verwahrlostes, anscheinend bestimmungsloses Gelände bestehen zu lassen. Die Anwohner würden sich vereinen, um gegen diesen »Skandal«, gegen das »Versagen« der Architektur zu protestieren. Da sonst niemand etwas tut, würden sie unter sich diskutieren, wie aus diesem Gelände Nutzen zu ziehen sei; sollte man daraus einen Parkplatz für die Autos machen oder wäre es nicht besser, einen Spielplatz für die Kinder einzurichten; vielleicht auch Bäume zu pflanzen?... Ihre Treffen, ihre Diskussionen würden den Einwohnern eine Gelegenheit verschaffen, sich endlich zu begegnen, sich kennenzulernen, und eine Gemeinschaft bei Gelegenheit eines Projekts und seiner Durchführung zu bilden. So würde eine »Gemeinschaftsseele« entstehen, die die Betonwüste belebte. Die Planer haben diesen Grad psychologischer Raffiniertheit – und der Selbstverleugnung – noch nicht erreicht – aber ihr Versagen gibt schon von selbst manchmal Anlaß zu solcher »Gruppenbelebung«; die animiertesten Siedlungen sind zweifellos diejenigen, wo die Mängel am unerträglichsten sind; da wo die Mieter Protestversammlungen und Anspruchsforderungsgruppen bilden: da wo »am meisten zu wünschen übrig bleibt«.

Hier wird also eine ganze Reihe von »psychologischen Bedürfnissen« angedeutet: sich treffen, gemeinsame Feste feiern, Denkmäler vor den Augen haben, von einem Stadteil zum andern herumbummeln, seinem Heim den Stempel des eigenen Lebensstils aufdrücken: – Ansprüche, deren Befriedigung die Stadt gemütlich machen würde. Ausge-

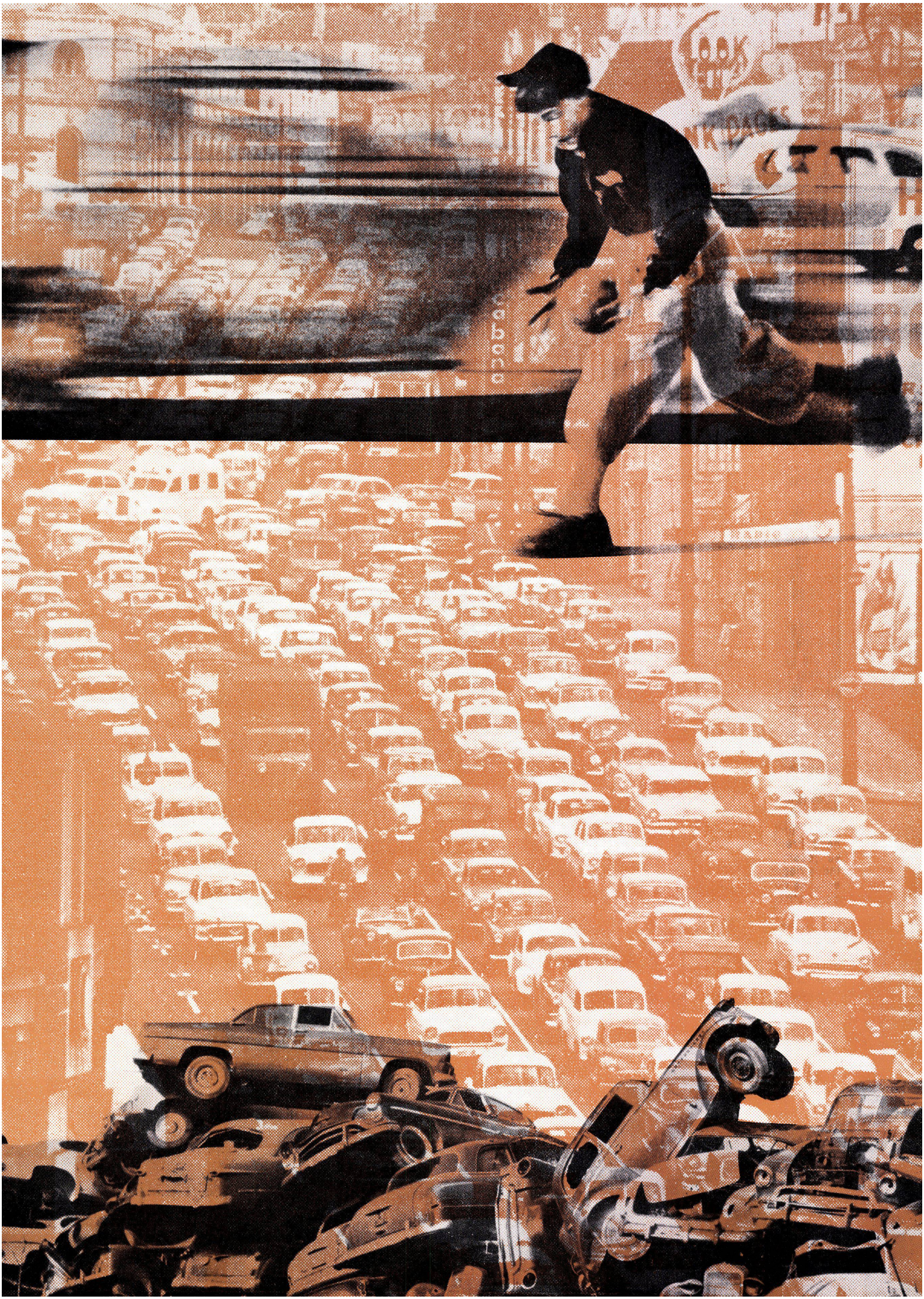
hend von dem einen dieser Bedürfnisse, nämlich dem der Förderung der persönlichen Begegnung, hat Christopher Alexander vom Architekturdepartment der Universität von Kalifornien (Berkeley) seine Studie betitelt: The City as a Mechanism for sustaining Human Contact. Bei welchen Bedingungen ist die Stadt fähig, ihre Funktion als »menschliche Kontakte förderndes Gebilde« auszuüben? Der Autor stellt fest, daß, je mehr die Menschheit in Zahlen wächst, und noch mehr an Bevölkerungs- und Bewegungsdichte, die Zahl der menschlichen Kontakte wohl proportional mitwächst; daß aber der Wert der Kontakte in umgekehrtem Verhältnis variiert und qualitativ abnimmt. Es ist eine banale und konstante Erfahrung, daß man die Freundschaft nur auf dem Lande oder in der Kleinstadt pflegt. Was man in der Stadt noch »Freundschaft« nennt, geht kaum über das Niveau der gesellschaftlichen »Beziehung« hinaus. Wer weiß eigentlich noch in der Großstadt, was das Wort »Freundschaft« bedeutet? Wer ahnt, was es vor der industriellen Revolution bedeutete? Für Christopher Alexander gab es in den traditionellen Gesellschaften drei Grundarten von Gruppen: die Familie, die Nachbarschaftsgruppe der Erwachsenen, die Spielkameraden der Kinder. Die Familie geht jetzt auseinander, sie beschränkt sich auf höchstens zwei Erwachsene samt Kindern. Der Kontakt zwischen Eltern und Kindern ist im allgemeinen einspurig und kann kaum als »menschlicher Kontakt« angesehen werden. Im Stadtgebiet wird übrigens ein Drittel der Wohnungen von einem einzigen Erwachsenen bewohnt. Die Nachbarschaftsgruppe, die früher sehr lebendig war, existiert auch nicht mehr; seinen Treppenflurnachbarn will man überhaupt nicht kennen. Das Spielgelände für die Kinderschar ist auch kaum noch vorhanden. Jeglicher Versuch, diese drei Arten von Gruppen wieder zu beleben, scheint zum Scheitern verurteilt zu sein. Um für diesen Mangel einen Ersatz zu finden, vervielfacht der Durchschnittsamerikaner die rapiden Beziehungen. Er ist für die Leichtigkeit bekannt, mit der er den Kontakt mit einem Unbekannten rasch herstellt; seine Vertraulichkeit vom ersten Treffen an ist eine für den Durchreisenden angenehme Eigenschaft. Aber das ersetzt wirkliche, tiefe Freundschaft nicht; und diese verlangt schon regelmäßig und häufig gepflegt zu werden. Nun aber stellt Christopher Alexander das Prinzip auf, daß niemand ein glückliches und geistig gesundes Leben führen kann, wenn er nicht wenigstens drei oder vier »intime Kontakte« unterhält; also sehr nahe Freunde und tiefgehende Zuneigung zu jedem Zeitpunkt seiner Existenz. Die Industriegesellschaft ist die erste in der Geschichte der Menschheit, wo das Individuum der Befriedigung dieses Bedürfnisses beraubt ist. Das bedroht aber seine geistige Gesundheit und schließlich die Ausgewogenheit der Gesellschaft selbst. Die Gesellschaft ist keine Gemeinschaft mehr, sondern eine einfache Ansammlung von frustrierten Individuen. Alexander gibt beunruhigende Tatsachen bekannt: Psychiater, die die Geisteskranken von Manhattan studieren, bestätigen die Statistiken, nach denen Personen, die nur einen oder gar keinen intimen Freund haben, den psychischen Störungen viel mehr ausgesetzt sind als die, welche drei oder vier Freunde haben. Die durch die Psychiater der amerikanischen Armee aufgestellten Statistiken sind noch frappanter; bei denen, die keine Freunde haben, ist auch keiner geistig normal. (Allerdings lassen diese Statistiken einen Punkt im Dunkeln: was ist Ursache und was ist Wirkung? Sind denn die Leute krank, weil sie keine Freunde haben, oder aber sind sie ohne Freunde, weil sie psychisch leidend sind?)

Wie kann aber der Städtebauer seinen Beitrag zur Errichtung einer den Kontakt zwischen Freunden fördernde Stadt leisten? Das »Treffgelände« (Klub, Café, Versammlungssaal, Sportgelände) reicht nicht. Zwar schließt man dort Bekanntschaften; aber wenn sie sich nicht im familiären und freundschaftlichen Kontakt weiter entwickeln, ist die hygienische Wirkung des Zusammenseins unzureichend. Was man braucht, sind »häufige, quasi tägliche Kontakte im privaten Bereich, befreit von jeglichem sozialem Vorurteil und von der Sorge, eine Rolle zu spielen« (Frequent, private, almost daily meetings between individuals, under conditions of extreme informality, unencumbered by role prescriptions or social rules). Diese Kontakte können aber nur im Heim des einen oder des andern stattfinden. Doch fördern weder die Wohnungen noch die Häuser, die man jetzt baut, den freundschaftlichen Verkehr. Man könnte – so meinte Alexander – unter Berücksichtigung von zwölf für den Kontakt günstigen Eigenschaften eine Bebauungsform (housing pattern) definieren. In erster Linie handelt es sich darum, die Intimität der Familie zu schützen, indem man einen Teil der Wohnung den Blicken von der Straße her entzieht, und dort eine Zone (ein Fenster, welches auf die Straße geht) definiert, wo der im Auto vorbeifahrende Freund, einige Sekunden anhaltend, seine Bekannten durch das Fenster sieht, ihnen zuwinkt und in der Sekunde feststellt (ohne das Steuer verlassen zu müssen, was wesentlich ist), ob sie in Stimmung sind, seinen Besuch zu empfangen oder nicht. Wenn nicht erwünscht, setzt er seinen Weg fort, ohne irgend jemand belästigt zu haben, ohne selbst in eine unbequeme Lage geraten zu sein.

Christopher Alexander fügt hinzu, daß Bedachung 25% des Raumes, Verkehrswege und Parkplätze 50% beanspruchen und unbrauchbar machen, während der »brauchbare« Raum so zerstückelt ist, daß er kaum noch nützlich zu verwerten ist.

Ausgehend von seinen zwölf Prinzipien, konzipiert Alexander ein Wohnprojekt in Form von künstlichen Hügeln, wo die Wohnungen sozusagen abgestuft sind; die »Dächer« verschwinden unter hängenden Gärten. Der Verkehr und das Parkieren werden unterirdisch untergebracht. Der gemeinschaftliche Raum der Wohnung geht einesteils auf die Hängegärten hinaus, und andererseits auf den Verkehrsweg im inneren des Hügels. Ein nach diesen Prinzipien aufgestelltes Modell ähnelt überaus einer Kombination von Ameisenhaufen, Termitenhügel und Bienenstock. Das ist vielleicht die Zukunft des Menschengeschlechts, deren Bahnen uns von den Insekten schon vor etwa sechzig Jahrmillionen vorgezeichnet wurden . . . Warum auch nicht?

Ein merkwürdiger Zufall will es, daß eine französische Gruppe, »architecture principe«, auch einem Projekt nachgeht, das sich »schräge Architektur« (architecture oblique) nennt (ohne Kontakt, soviel ich weiß, mit der Gruppe von Berkeley). Ihre Idee ist, sowohl der traditionellen Horizontalordnung der landwirtschaftlich-städtischen Ära wie der vertikalen Ordnung in der Art Manhattans eine »schräge Ordnung« folgen zu lassen: die Konstruktion von geneigten Flächen »zu einer versteinerten Steigebewegung«. Die Mauern stehen dem Blick nicht mehr im Wege. Man kann auf dem bepflanzten »Dach« der Häuser spazieren gehen. Die Stadt muß zu einem »bewohnbaren Verkehr« werden. Dieser Vorschlag von »schrägem« Städtebau schließt sich dem von Christopher Alexander an (und manch anderen; siehe die Ausstellung von Montreal); er geht ebenfalls von einer Gesellschaftskritik aus.

Von diesem Städtebau »am Hang«, von dieser »schrägen«, gestuften Architektur hat Hölderlin auch schon eine Vorahnung gehabt. Es kann auch sein, daß ihn das Stadtbild Stuttgarts inspirierte, als er die Verse schrieb:

»Will einer wohnen,
So sei es an Treppen.«